

Regine Gildemeister
Günther Robert

Geschlechter- differenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive

Interaktion – Institution – Biografie

LEHRBUCH

HAGENER STUDIENTEXTE ZUR SOZIOLOGIE



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Regine Gildemeister · Günther Robert

Geschlechterdifferenzierungen
in lebenszeitlicher Perspektive

Hagener Studientexte zur Soziologie

Herausgeber:

Heinz Abels, Werner Fuchs-Heinritz

Wieland Jäger, Uwe Schimank

Die Reihe „Hagener Studientexte zur Soziologie“ will eine größere Öffentlichkeit für Themen, Theorien und Perspektiven der Soziologie interessieren. Die Reihe ist dem Anspruch und der langen Erfahrung der Soziologie an der FernUniversität Hagen verpflichtet. Der Anspruch ist, sowohl in soziologische Fragestellungen einzuführen als auch differenzierte Diskussionen zusammenzufassen. In jedem Fall soll dabei die Breite des Spektrums der soziologischen Diskussion in Deutschland und darüber hinaus repräsentiert werden. Die meisten Studientexte sind über viele Jahre in der Lehre erprobt. Alle Studientexte sind so konzipiert, dass sie mit einer verständlichen Sprache und mit einer unaufdringlichen, aber lenkenden Didaktik zum eigenen Studium anregen und für eine wissenschaftliche Weiterbildung auch außerhalb einer Hochschule motivieren.

Regine Gildemeister
Günther Robert

Geschlechter- differenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive

Interaktion – Institution – Biografie



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe

Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16223-2

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
1.1	Differenzen und Differenzierungen	7
1.2	Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit	13
1.3	Naturalisierung: Wahrnehmung, Deutung und Legitimation	15
1.4	Begriffliche Klärungen	17
1.5	Wie es weitergeht	23
2	Der Weg ins Leben: Eindeutigkeit von Geburt an	25
2.1	Zur argumentativen Einstimmung	25
2.2	Eine Fallstudie	26
3	Frühe Jahre, erste Schritte	35
3.1	Institution Familie – Interaktion in der Familie	35
3.2	Familie im Umfeld: Eltern-Kind-Angebote	53
4	Kindergarten: Rigide Differenzierungen	59
4.1	Institution und Organisation	59
4.2	Institution und Interaktion	62
4.3	Biografie?	75
5	Schule: Spiele an der Grenze	79
5.1	Institution und Organisation	79
5.2	Interaktion und Institution	84
5.3	Biografie	105
6	Adoleszenz: Berufsfindungsprozesse und Partnersuche	109
6.1	Berufsfindung: Geschlechtertrennung auf dem Arbeitsmarkt	114
6.2	Paarform und Paarbildung	141
6.3	Arbeit und Liebe: (Wie) werden Berufsfindung und Paarbeziehung zusammengedacht?	157
7	Studium: konstitutive Wahlen – prägende Wege	169

8	Paarbeziehung und Familiengründung: Aufbau gemeinsamer Wirklichkeiten	185
8.1	Wann ist ein Paar ein Paar?	185
8.2	Kommunikation: Was tun mit der Fremdheit des anderen?	195
8.3	Kooperation: Häusliche Arbeitsteilung und Alltagspraxis	200
8.4	Elternschaft: Warum Väter keine Mütter sind	205
9	Berufsverläufe in Organisationen der Erwerbsarbeit: „Doing gender while doing work“?	217
9.1	Institution und Organisation	217
9.2	Organisation und Interaktion	225
9.3	Berufliche Werdegänge und Berufsbiografien	257
10	Beruf und Familie: Was wird wem und wann zum Problem?	273
10.1	Institution Familie: mehrschichtige Entwicklungen	273
10.2	Erwerbsarbeit: Umbrüche in der Arbeitswelt	286
10.3	Interferenzen	291
10.4	Differenzierungen	298
11	Alter und Altern: Novellen und Bilanzen	321
11.1	Alter und Geschlecht: verwandte Konstruktionen?	321
11.2	Die Institutionalisierung des Alters als „Ruhestand“	326
11.3	„Feminisierung“ des Alters – Angleichung der Lebensformen?	333
11.4	Biografie	337
12	Schluss	341
13	Literaturverzeichnis	345

1 Einleitung

1.1 Differenzen und Differenzierungen

Wenige Unterscheidungen treffen wir im alltäglichen Leben mit solcher Selbstverständlichkeit wie diejenige der Feststellung eines Geschlechts. Da die Geschlechterdifferenz sichtbar ist, sich „auf den ersten Blick“ körperlich manifestiert, liegt es nahe, sie auch als eine solche, eben körperliche, zu verstehen. Doch genau dagegen wird seit langem aus wissenschaftlicher wie auch aus politischer Perspektive Einspruch erhoben. Wenn überhaupt von einem Unterschied gesprochen werden könne, so eine frühe These, sei dieser nur klein, habe aber unverhältnismäßige Folgen. Die Kategorie Geschlecht strahlt so gesehen aus, sie liegt weit reichenden sozialen Differenzierungen zugrunde bzw. wird durch diese selbst erst bestimmt.

Eine solche These wechselt die Betrachtungsweise recht grundsätzlich und zwingt so zum Nach- wie zum Umdenken. Darüber etwa, wie scheinbar offensichtlich körperliche Unterschiede sozial behandelt werden. Vielleicht sogar, wie sie weitestgehend sozial erst hergestellt, konstruiert werden? Mit solchen Fragen wird eine Perspektive angesprochen, die weite Teile dieses Lehrbuches als dessen analytische Systematik bestimmt. Und da diese, wie eingangs gesagt, gerade mit Hinblick auf das Geschlecht oftmals unvertraut ist, illustrieren wir sie eingangs zunächst und mit Absicht in Beschreibungen anderer Gegenstände. Auch hier finden wir ähnliche Phänomene sozialer Differenzierung und Konstruktion. Auch hier lässt sich zeigen, wie etwa körperliche Merkmale erst in sozialen Prozessen wichtig, relevant gemacht werden. Und wie sie auch kontrafaktisch für Unterscheidungen nutzbar bleiben, z.B. vor dem Hintergrund sozialen Wandels, in dessen Folge sie ihre sozialen Gestalten ändern, dennoch aber weiter „grundlegende Unterschiede erklären“.

Die einleitenden Beispiele aus anderen Bereichen werden im Weiteren nicht verfolgt. Auf dem Umweg über diese Themen sollen vielmehr erste wichtige Elemente der *Systematik* der Betrachtung dieses Textes sichtbar und zugleich vermieden werden, dass der eigentliche Gegenstand diese bereits beim Einstieg verdeckt, wie dies bei Geschlechterfragen häufig der Fall ist. Eingestimmt wird auf diese Weise auf das Lernziel, nicht primär nach der Essenz von Unterschieden zu fragen sondern für die sozialen Praktiken des Unterscheidens zu sensibilisieren, in deren Folge diese erst das werden, was sie zu Beginn bereits zu sein scheinen.

Regenbogenfamilien

Die Tänzerin Josephine Baker hatte in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts einige internationale Berühmtheit erlangt. Ausgedehnte Reisen führten sie in viele Länder der Welt. Ihre Aufenthalte dort nutzte sie u.a. auch dazu, verwaiste oder von den Eltern dafür freigegebene Kinder zu adoptieren, insgesamt waren es 12. Unter wechselnden Umständen bemühte die Künstlerin sich, ihnen ein förderliches und ungestörtes Aufwachsen zu ermöglichen. Auf einem Schloss in Südfrankreich schuf sie für die Kriegswaisen und Armutopfer so für einige Jahre eine kleine „Welt in der Welt“ (Cramer 2005).

Erwachsen geworden gingen die Kinder ihre Wege, die so unterschiedlich waren, wie es auch in anderen Familien mit einer derart großen Zahl von Kindern unter modernen gesellschaftlichen Verhältnissen üblich geworden ist. Als zu einem späteren Zeitpunkt die „Kinder der Josephine Baker“ sich trafen, sie nebeneinander standen und verglichen werden konnten, wurde eine entsprechende Vielfalt ihrer Lebensschicksale und Biografien sichtbar. Aus den Mitgliedern der von ihrer Gründerin so genannten „Regenbogenfamilie“ waren im Laufe ihres Lebens ganz unterschiedliche Personen geworden. Das wiederum überrascht nicht, noch weniger, wenn man die besonderen Hintergründe ihres Aufwachsens in Rechnung stellt. Was jedoch überraschte und zum Gegenstand weiterer Beobachtungen werden soll, war der Umstand, dass ihre jeweiligen persönlichen Besonderheiten sie als Individuen kennzeichneten, darin aber keine weitere Typik als sie wesentlich mitkonturierend durchschien. Denn aufgrund ihrer jeweiligen ethnischen Herkunft hatten sie alle eine unterschiedliche Hautfarbe.

Unterschiedliche Hautfarben stellen *körperliche* und dabei *sichtbare* Besonderheiten von Menschen dar. Anders als etwa die Haarfarbe gilt die Hautfarbe – teilweise heute noch – als wichtiger Unterschied, als eines der zentralen Merkmale zur Identifizierung und Abgrenzung von Rassen. Diese wiederum wurden (und werden) aber beschrieben durch eine Fülle von weiteren „typischen“ Besonderheiten wie etwa Mentalitäten und Charakterstrukturen, für die die Hautfarbe so gesehen lediglich einen „Indikator“ darstellt. Die Besonderheiten einer Rasse gelten entsprechend als körperlich, biologisch verankert. Überraschend in unserem Beispiel war nun, dass diese als prägnante und nicht nebensächliche verstandenen genetischen Prägungen bei den Kindern der Josephine Baker nicht ebenso prägnant durchschlugen. Aus ihnen waren keine entsprechenden, eindeutig zuzuordnenden „Typen“ geworden, sie standen nicht für wie immer geartete Besonderheiten von Rassen, sieht man von ihrer Hautfarbe und einigen weiteren Merkmalen der körperlichen Konstitution ab.

Wenn es aber, wie in Rassentheorien unterstellt, eine derart wirkmächtige biologische Prädisposition geben soll, warum schlug diese nicht durch? Wurde

sie durch das sozialisierende Umfeld unterdrückt? Etwa weil sie einfach nicht beachtet bzw. für nicht wichtig erklärt wurde, wie dies wohl absichtsvoll der Fall war? Oder aber führte, umgekehrt gesehen, der weitgehende Verzicht auf das Unterscheiden nach dem Kriterium der ethnischen und rassischen Herkunft vielleicht selbst dazu, dass deren „typischen“ Unterschiede als solche gar nicht erst entstanden und sich zu einer in dieser Dimension zweifelsfrei identifizierbaren Gestalt verfestigten, nämlich des „typischen Mitglieds einer Rasse“? Wäre dann dieses, das Unterscheiden, konsequent bedacht vielleicht der Ausgangspunkt des Prozesses, der Unterschied aber die Folge? Und inwiefern wäre dieser dann noch relevant, wenn ja: für was?

„Warum hast du mir das nicht gesagt“?

Stellen wir uns vor, ein Mensch steht in einem brieflichen Kontakt mit einer anderen Person, die er/sie persönlich nicht kennt, vielleicht über das Internet. Es entwickelt sich ein anregender und reizvoller Austausch, ein persönliches Interesse. Die beiden treffen sich in der Folge zum ersten Mal und sehen dann, dass ihr Gegenüber von anderer Hautfarbe ist. In diesem Moment entsteht der oben erwähnte Fall als Test: Was mag wohl in ihren Köpfen vorgehen? Sind sie überrascht, „es“ nicht zuvor bemerkt zu haben? Denken sie vielleicht darüber nach, warum er/sie das nicht erwähnt hat? Sind sie eventuell sogar gekränkt darüber? Und: Hätte er/sie das sagen *müssen*? In diesen Fällen würde eine – zunächst einmal äußere und noch nicht gewichtete – Verschiedenheit für sie von Bedeutung. Sie würde von ihnen relevant gemacht werden und strahlte damit auf die Wahrnehmung des Gegenübers aus. Sie begännen zu unterscheiden: „Er/sie ist anders“, auch wenn sich das bislang nicht zum Ausdruck brachte und zudem keineswegs notwendig negativ bewertet sein muss. Die neu eingeführte Unterscheidung fließt als schwer ignorierbare Konnotation in ihren Kontakt, ihre weiteren Interaktionen ein. Unter Umständen führt sie in der Folge sogar zu einer Reinterpretation des bisherigen Austausches, etwa in der „Feststellung“, das wichtige Merkmal sei strategisch gezielt verborgen worden (Goffman 2001). Die Praxis des Unterscheidens würde in der Folge aus einer Verschiedenheit einen Unterschied machen und diesen u.U. zunehmend untersetzen und verfestigen.

Das muss allerdings nicht zwangsläufig so sein. Die Beteiligten sind nicht entsprechend determiniert, zu solchen Reaktionen gezwungen. Vielmehr tritt neben ihre im Grundsatz autonome Entscheidung der soziale Kontext, in dem sie leben, und der ihren Umgang mit einer Situation wie der beschriebenen maßgeblich mit beeinflusst.

„Sind Sie katholisch?“

Vor nicht allzu langer Zeit war es in katholisch geprägten Gegenden im Verlauf der Anbahnung einer Partnerschaft wichtig, möglichst bald die Frage der Konfessionszugehörigkeit zu klären. U.a. galt es, „Mischehen“ zu vermeiden. Nur so konnte der weitere Weg der Etablierung einer Paarbeziehung störungsfrei gegangen und die Hürde der kirchlichen Trauung als legalisierende Statuspassage genommen werden. Die Konfessionszugehörigkeit diente im Alltag zur mehr oder weniger ernsthaft gemeinten Markierung von Grenzen. „Evangelische Ratten, in Zucker gebacken, mit Honig beschmiert, zum Teufel geführt“, skandierten etwa Kinder einer katholische Volksschule zur Provokation der evangelischen Kinder auf dem angrenzenden Schulhof deren Konfessionsschule – was verboten war und sanktioniert wurde. Zugleich waren mit der Feststellung des Bekenntnisses potentiell weit reichende Zuschreibungen verbunden. Man „kennt sie“, die „(„streng“) Katholischen“, „(„frömmelnden“) Pietisten“ und derlei Typen mehr.

Nicht alle möglichen Paare ließen sich allerdings davon abschrecken. Für sie waren die unterstellten tief greifenden Differenzen im konkreten Kontakt nicht immer und eindeutig festzustellen, schienen oft allenfalls arbiträr und überlagert von wichtigeren Dingen zu sein. Dass der kirchliche Ort der Taufe nicht notwendig eine für die Paarbeziehung essentielle Differenz konstituiert, war erfahrungsnah zu überprüfen. Entsprechend modifizierte Umgangsweisen („Toleranz“) waren Teil einer gesellschaftlichen Veränderung, eines Wandels, in dessen Folge in vielen gesellschaftlichen Bereichen die Religions- und Konfessionszugehörigkeit als Merkmal der Person nicht weiter als ausschlaggebend betrachtet wurde. Es vollzog sich eine Herabstufung seiner Relevanz, eine „Entdramatisierung“: „Hauptsache sie heiraten überhaupt noch“, bis hin zu einer vollständigen Neutralisierung als Kennzeichnung, „wirklich überhaupt nicht wichtig“ zu sein sowie entsprechenden Umgangsweisen.

Ein solcher Prozess hat, wie wir wissen, für die Hautfarbe nicht stattgefunden bzw. falls doch, in einem weitaus geringeren Maße. Daher bleibt für diese die Frage aktuell, ob es sich bei ihr nicht doch um das Kennzeichen eines wichtigen, vielleicht essentiellen Unterschieds handelt. Immerhin stellt sie ein *körperliches* Merkmal dar. Beim Versuch einer Antwort darauf treten aber weitere nicht zu übergehende Schwierigkeiten auf. Was etwa folgt daraus, wenn die Träger des gleichen Merkmals auf anderen Ebenen untereinander recht verschieden sind, zugleich aber große Ähnlichkeiten mit Menschen anderer Hautfarbe aufweisen, vielleicht gar derjenigen des Betrachters?

„Schwarz sein in Bayern“

In der Nachkriegs- und damit Besatzungszeit ergaben sich in nennenswertem Ausmaß intime Beziehungen zwischen Soldaten der Besatzungstruppen und deutschen Frauen. Nicht wenige der Kinder trugen daher die – „andere“ – Hautfarbe eines entsprechenden Vaters. Wuchsen sie – auch oder allein – bei der Mutter auf, waren sie in wichtigen Punkten in einer ähnlichen Situation wie die eingangs erwähnten „Kinder der Josephine Baker“. Sie lebten, zumindest teilweise, in einer gemessen an ihrer Hautfarbe „anderen“ Welt. Bei vielen von ihnen erschien der körperlich bestimmte Unterschied deshalb in einer gleichsam gebrochenen Form. Sie bildeten in der Folge neue, bislang unbekannte „Typen“, etwa denjenigen „(körperlich) schwarzer Kinder mit akzentfreiem bayrischen Idiom und Vorlieben für die regionale Küche“.

Der Einfluss des sozialen Umfelds, in dem sie heranwuchsen, ging dabei weit über Äußerlichkeiten hinaus. Entsprechend wurde sichtbar, dass sie sich zum einen vom Typus des Afrikaners als der unterstellten „Normalform“ des „Schwarzen“ unterschieden, zum anderen in wichtigen ihrer Züge derjenigen z.B. des Bayern sehr nahe kamen, viele mit diesen verwandte Besonderheiten aufwiesen. Aufgrund des sichtbaren Merkmals ihrer Hautfarbe hatten sie es aber äußerst schwer, als solcherart „Verwandte(!)“ zu gelten. So litten sie in vielen Situationen unter Zuschreibungen und typisierten Erwartungen, die aufgrund ihrer Hautfarbe an sie gerichtet wurden. Zum Beispiel wurde (und wird) ihnen etwa unterstellt, „wie allen Schwarzen“, besonders gut und besonders gern zu tanzen. Traf dies wie bei vielen Bayern auch bei ihnen nicht zu, was ebenfalls nicht selten vorkommt, konnte es Verblüffung auslösen: Die erwartete Ausstrahlung des Merkmals der Hautfarbe war ausgeblieben und dies verlangte nach Gründen. Gegen alle Evidenzen wurde damit die Wahrnehmung einer konkreten Person gefiltert durch ein auf die unterstellten Charakteristika einer Rasse bezogenes Stereotyp. Nicht, wie im Falle der Konfessionszugehörigkeit, dieses selbst, sondern die *Abweichung* von ihm wurde befragt. Ballettlehrerinnen hingegen bestätigen, dass die Hautfarbe von Kindern keinen generalisierbaren Unterschied in deren Befähigung zum Tanzen noch ihrer Art der Bewegung oder der Freude daran anzeigt.

„Wenn ihr euch streitet, sucht was euch verbindet“ (Paulus)

Die Betonung des Unterschieds und die Ausblendung des Gemeinsamen müssen dabei keinen im Körperlichen liegenden Bezugspunkt haben. Trotz langjähriger gemeinsamer Geschichte und vielen weiteren Verbindungen überwog nach der

Wende bei vielen Deutschen und dabei auf beiden Seiten der bisherigen Grenze die Entdeckung der Differenz die Bestätigung einer Verwandtschaft bei weitem. Und auch wenn die den meisten zugängliche Primärerfahrung des Familientreffens veranschaulicht, dass und wie gerade Verwandte dazu neigen, sich tief voneinander abzugrenzen, sollte die Typologie des „Ossis“ und „Wessis“ in vielen Bereichen und für einige Zeit geradezu Wesenseigenheiten kennzeichnen: Sie ging von der Unterstellung des Tatbestandes kaum überbrückbarer, essentieller Differenzen aus.

Etablierung, Verfestigung und Funktionen solcher weit reichender Konstruktionen als Rahmungen der Wahrnehmung und des Handelns sowie deren Folgen ließen sich mithin während der Nachwendezeit im Stadium des Entstehens anschaulich beobachten. Im Ergebnis blieben Typisierungen, denen das gegenständlich Greifbare weitgehend abhanden gekommen war. Ein Großteil der zugeschriebenen Merkmale ließ sich ohne weiteres und durchaus verbreitet auch „auf der anderen Seite“ finden oder verschwand „wie von selbst“ in neuen sozialen Rahmen. Zugespitzt ließ sich damit konstatieren, dass die Essenz des Unterschiedes wohl weniger in seinen jeweiligen Gehalten denn in der Praxis der Typisierung als solcher liegen müsse, einer auch affektbasierten Konstruktion von Differenzstereotypen. Ganz gleich worum es geht, es ist „halt typisch Ost/West“ bzw. lässt sich bei Bedarf dazu machen (Robert 1997).

„Wann ist ein Mann ein Mann?“

Viele dieser an anderen Beispielen entwickelten Perspektiven und Argumente können wir ebenfalls mit Gewinn nutzen und fruchtbar machen, wenn wir darüber nachdenken, was in unserer Gesellschaft die Geschlechtlichkeit, die „Kategorie des Geschlechts“ ausmacht und bezeichnet. So bezieht sie sich zunächst, zumindest dem Anschein nach eindeutig, auf biologische Tatbestände, die zudem zumeist sichtbar sind. Aus diesen werden Schlussfolgerungen abgeleitet, die weitere Wahrnehmungen und soziales Handeln beeinflussen. Sie führen zu meist nicht reflektierten, iterativen Praktiken des Unterscheidens oder auch des Sichtbarmachens, Symbolisierens der Differenz, z.B. in der Kleidung.

Auf diese Weise kann die ursprüngliche Verschiedenheit von Körpermerkmalen in ihrer Relevanz heraufgestuft, zu einem Unterschied, zu Ungleichheit werden. Ein Zirkel entsteht, an dessen Ende das Ergebnis der Unterscheidungen als deren Ausgangspunkt erscheint und so verfestigt wird. Aus Bildern werden Stereotypen, aus Gewohnheiten Erwartungen. Normalformen sozialen Handelns entstehen, die als Institutionalisierungen der Unterscheidung Strukturen setzen: Wie z.B. durch die Trennungen der Rassen in Systemen der Apartheid bilden

sich feste Grenzen, die im Alltag verankert und oftmals mit elaborierten Begründungen versehen, als natürliche erscheinen. Denn getrennt wird doch nach den Kriterien der Natur: „Frauen gehören – „natürlich (!)“ – nicht an eine Universität“.

Wie schon die „Entdramatisierung der Konfessionszugehörigkeit“ zeigt auch dieses Beispiel dabei zugleich die Möglichkeit sozialen Wandels an. Die Zahlen wie die Erfolge der Frauen im System der Wissenschaften lassen, so sollte man erwarten, die naturalisierenden Begründungen von deren früherem Ausschluss in sich zusammenfallen. Doch so einfach ist es auch weiterhin nicht. Denn trotz allen Wandels und damit unberührt von der Entleerung der Gehalte vieler Stereotypen bleibt der Typus als solcher bestehen, markiert auch weiterhin zunächst die Differenz, hat weit reichende Folgen und gilt, denken wir auch an die Situation farbiger Deutscher, auch heute oft und noch und „letztlich“ als Natur.

Worum es also geht

Genau darum soll es aber in diesem Studienbrief gehen: Wir zeichnen nach, wie kleine Unterschiede nicht zuletzt durch die Praktiken des Unterscheidens großen Folgen (Schwarzer 1975) zeitigen. Wie diese sich dabei immer wieder wandelnde Bilder von den Geschlechtern konstituieren. Wie Routinen, Institutionalisierungen, soziale Strukturen und soziale Ungleichheit aus diesen entstehen und zurückwirken auf soziales Handeln. Wie Interaktionen entsprechend gerahmt und bestimmt werden, aber auch selbst ein konstituierendes Medium von Konstruktionsprozessen ist. Und schließlich, in welcher Weise Selbstverständnisse von Individuen, nicht zuletzt biografische Selbstthematizierungen zu einem wesentlichen Element der so entstehenden *Konstruktions- und Strukturierungszirkel von Geschlecht* werden. Die Grundzüge und einige Grundlagen dieser Ausführungen sollen im Folgenden nochmals und weiter systematisierend vorgestellt werden.

1.2 Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit

Soziale Differenzierungen nach dem Kriterium des Geschlechts sind gesellschaftlich geradezu allgegenwärtig. Ihre Bedeutungen aber sind variabel. Das zeigt nicht nur ein Blick in die Geschichte oder ein interkultureller Vergleich, sondern auch die Betrachtung aktueller (inner)gesellschaftliche Konstellationen. So hat die Geschlechterdifferenzierung im Kontext der katholischen Kirche ei-

nen anderen Stellenwert und auch andere Folgen als im bundesdeutschen Parlament. In der katholischen Kirche wird die natur- und gottgewollte Unterschiedlichkeit der Geschlechter betont und daraus u.a. die Folgerung gezogen, Frauen aus dem Priesteramt auszuschließen. Die Katholische Kirche verfügt dazu über eine elaborierte, zugleich biologisch wie transzendental sich verankernde Theorie des Unterschieds und Praxis des Unterscheidens.

Im Bundestag hingegen wird vor dem Hintergrund einer vernunftrechtlich begründeten Verfassung die Gleichheit der Geschlechter festgestellt und nach gesetzlichen Wegen gesucht, die Präsenz von Frauen in Politik und Öffentlichkeit zu erhöhen. Im ersten Kontext entsteht eine soziale Bewegung „Kirche von unten“, die u.a. ein Mehr an Gleichheit der Geschlechter einfordert, im zweiten macht die zunehmende Präsenz von Frauen einen offenen Wettbewerb um die (wenigen) Macht- und Führungspositionen zwischen Männern und Frauen erst möglich. Mit und über die Konkurrenz werden geschlechterdifferenzierende Mechanismen und Praktiken auf neuer Stufe sichtbar.

Die historischen Hintergründe für diese aktuell verstärkt zu beobachtende *Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit* im gesellschaftlichen Geschehen der westlichen Industrienationen sind vielfältig. Einerseits wurden mit dem Übergang von der vorindustriellen zur industriellen Gesellschaft im 18. Jahrhundert immer mehr Bereiche gesellschaftlichen Lebens im Bezug auf die „natürlichen Unterschiede“ der Geschlechter organisiert und konstituiert. Prägnantester Ausdruck dafür ist die systematische Trennung von Familie und Erwerbsarbeit. Andererseits haben sich parallel dazu in der Folge der Aufklärung auf Universalisierung angelegte normative Orientierungen – Gleichheitspostulate – verbreitet, die eben diese Differenzbildung in Frage stell(t)en und die daraus resultierende „Geschlechterordnung“ de-legitimier(t)en.

Die Parallelität dieser zutiefst widersprüchlichen Entwicklungen führt zu Ungleichzeitigkeiten nicht zuletzt im Hinblick auf die von uns in den Blick genommenen Strukturierungsebenen von Interaktion, Institution und Biografie. Institutionelle Strukturen sind ja gerade durch ihre Dauerhaftigkeit und immanenten Trägheitsmomente gekennzeichnet, in Interaktionen werden situative Logiken relevant, die nicht in institutionellen Vorgaben aufgehen und Handlungsspielräume sichtbar machen. In biografischen Kontexten brechen sich Lebensentwürfe an institutionellen Strukturen, gleichzeitig realisieren sich hier u.U. über ihre Zeit hinausweisende Lebensläufe und -modelle, die als prototypische „alternative“ Formungen für andere orientierungswirksam werden können. Die vielfach konstatierten „Gender troubles“ resultieren aus eben diesen Entwicklungen; sie sind „eigentlich“ kein Problem, sondern sie zeigen an, dass sich institutionelle Strukturen und Handlungsmodi überlebt haben und nach neuen Wegen